

Jeder Werksangehörige erhält die Zeitung kostenlos

Erscheint Anfang und Mitte jeden Monats

Hütte und Schacht

Werks-Zeitung
des
Eisen- und Stahlwerks Hoesch Dortmund

3. Jahrgang

Zuschriften sind unmittelbar an die Schriftleitung Hütte und Schacht zu richten

Mitte Oktober 1927

Nachdruck nur unter Quellenangabe und nach vorheriger Einholung der Genehmigung der Hauptschriftleitung gestattet

Nummer 20



Unser Hafen Hardenberg

Federzeichnung von H. Kupferschmid, Karlsruhe
Hierzu der Aufsatz auf Seite 160 unserer Werkszeitung

Ausland-Anleihen

Nach dem verlorenen Kriege, und erst recht nach der Inflation, zeigte es sich in Deutschland, daß wir nicht in der Lage waren, aus eigener geldlicher Kraft unsere Wirtschaft wieder aufzubauen. Wir waren vollständig verarmt, und unsere ganzen Geldwerte waren vor die Hunde gegangen. Ein eigenes Sparkapital hatte sich in Deutschland aus naheliegenden Gründen zunächst nicht bilden können. Zwanzig Milliarden Spareinlagen, welche wir vor dem Kriege zu verzeichnen hatten, sind erst ganz neuerdings in Höhe von etwa 4 Milliarden wieder ganz allmählich aufgefüllt worden. Als unsere Gegner einsahen, daß wir die ungeheuren Verpflichtungen aus dem Versailler Vertrage so ohne weiteres nicht erfüllen konnten, schlossen sie mit uns neue Vereinbarungen auf Grund des bekannten Dawesplanes. Durch diesen neuen Zahlungsplan wurde unsere Zahlungspflicht anders organisiert. Aber ihr wären wir nicht imstande gewesen, auch nur ein Jahr gerecht zu werden, wenn man uns nicht vom Auslande, insbesondere aus Amerika, eine Anleihe gewährt hätte. Nur mit ausländischem Geld konnten wir unsere eigene Wirtschaft wieder in Gang bringen.

* * *

Leider war aber nicht nur die Wirtschaft selbst, sondern es waren auch das Reich, die Länder und vor allen Dingen die Gemeinden sehr geldbedürftig. Da Amerika mit seinem ungeheuren Goldreichtum an seinem Ueberschuß zu ersticken drohte, benutzte es natürlich gern die sich bietende gute Gelegenheit, seine Gelder anzulegen und sie Deutschland zu reichlichen Zinsfäßen zu leihen. Von dieser Gefreundigkeit Amerikas machte nicht nur die Wirtschaft, sondern vor allen Dingen auch die sogenannte „öffentliche Hand“ (Reich, Länder und Gemeinden) in Deutschland, nicht zum wenigsten die Gemeinden, recht reichlichen Gebrauch. Statt die Ausgaben für öffentliche Zwecke zu beschränken, wie nur irgend möglich war, wuchsen in den einzelnen Gemeinden diese Ausgaben weit über das Vorkriegsmaß hinaus an. Es kommt auch vor, daß Anleihen aufgenommen wurden für solche Zwecke, die nicht zur unbedingten Erhaltung der Gemeinde notwendig sind, sondern gewissermaßen einem gewissen Luxusbedürfnis dienen. Daher setzte an zentraler Stelle im Reich, nämlich bei der Reichsbank, eine Bewegung ein, welche diese, letzten Endes die deutsche Währung gefährdende Anleihe-Politik der öffentlichen Hand in Deutschland möglichst einzuschränken sich bemühte. Die Auslandsanleihen der Städte wurden an eine Genehmigungspflicht gebunden, von der man recht sparsamen Gebrauch machte. Die Gründe, welche zu dieser Politik führten, lagen einmal darin, daß durch zu hohe Verschuldung an das Ausland schließlich eine Gefährdung unserer Währung zu befürchten wäre; dann aber auch darin, daß eine sogenannte Ueberfremdung in der deutschen Wirtschaft eingetreten wäre, was soviel besagen will, als daß die ausländischen Gläubiger sich zur Sicherheit für ihre dargeliehenen Gelder große Teile unserer Betriebe verpfänden lassen, um sie schließlich, wenn wir nicht bezahlen können, ganz in ihren Besitz zu bringen.

* * *

Diese Anleihe-Wirtschaft ging eine ganze Weile gut, bis jetzt plötzlich aus New York die Nachricht eintraf, daß eine sechszehntige 30-Millionen-Dollar-Anleihe des Staates Preußen, die dort zur Zeichnung aufgelegt werden sollte, bislang nicht die Genehmigung der offiziellen Stellen in den Vereinigten Staaten gefunden habe. Man glaubte schon, daß das Zeichnungsergebnis, wie gewöhnlich bei deutschen Anleihen, ein recht gutes sei. Statt dessen mußte man hören, daß die Auflegung der Anleihe bisher überhaupt noch nicht erfolgt sei. Die Gründe für dieses Verhalten suchte man nun zunächst in der oben geschilderten Anleihe-Politik der deutschen Reichsbank zu finden, die sich jedoch dagegen verwehrte. Wahrscheinlicher scheint es auch zu sein, daß sich der Reparations-Agent ins Mittel gelegt hat und bei seiner Regierung in Washington erneut auf den Artikel 248 des Versailler Vertrages hingewiesen hat, der bestimmt, daß alle Vermögenswerte und Einnahmequellen Deutschlands und der Länderstaaten an erster Stelle für die Beschaffung von Reparationen haften. Dieser Artikel ist zwar durch den Dawesplan etwas abgeändert, gilt aber in vermindertem Umfange auch jetzt.

* * *

Dieses Ereignis hat in aller Welt das größte Aufsehen erregt, und es scheint fast, als ob wir damit an einem Wendepunkt unserer Anleihe-Wirtschaft ständen. Eine Einschränkung unserer Auslandsanleihen wäre allerdings nicht schlimm, soweit sie die öffentliche Hand betrifft. Die Wirtschaft freilich gebraucht nach wie vor Auslandskredite, um sich am Leben zu erhalten. Solche Anleihen sind auch produktiv und daher unbedenklich. Wenn wir uns aber in Amerika Geld leihen, um im Inneren große Sportpaläste oder sonstige Luxusbauten herzustellen, so dürfte das nicht der richtige Weg sein, unsere Finanzen auf die Dauer in Ordnung zu halten.

Am besten wäre dann schon, wir besännen uns im eigenen Lande auf unsere frühere Sparpolitik und versuchten, durch Neubildung von Sparkapital möglichst im Lande selbst das Geld aufzubringen, welches Wirtschaft und öffentliche Hand für ihren Lebenswichtigen Bedarf nötig hat. Der Zuwachs an Spareinlagen hat in Preußen seit Anfang dieses Jahres 605 Millionen betragen. Im ganzen sind die Einlagen schon wieder auf 3,518 Millionen Mark gestiegen. Auch in den

**Nicht nötig sind Arzt und Verband,
läßt Umsicht du walten und Verstand!**

Ein wertloses Holzstück



**ist
Dir hier wertvoll.
Warum?**

übrigen Ländern ist ein stattliches Anwachsen zu verzeichnen. Wir sind aber noch immer weit davon entfernt, das Vorkriegsmaß erreicht zu haben. Es bedarf dazu noch einer weit größeren Entfaltung unserer Spartätigkeit. In ihr aber liegt ein gesunder Antrieb für unsere gesamte Wirtschaft.

Politischer Rundfunk

Am 2. Oktober hat unser Reichspräsident sein achtzigstes Lebensjahr vollendet. Die weitesten Kreise unseres Volkes haben diesem Manne, der uns in der schwersten Zeit, die unser Vaterland durchlebte, von einem gütigen Schicksal beschert wurde, ihre Huldigung dargebracht. Er steht über den Parteien und hat allezeit dahin gestrebt, jedem Deutschen, der sich als solcher fühlt, gerecht zu werden. An seinem Geburtstag sprach er auf den Glückwunsch des Reichskanzlers hin die denkwürdigen Worte: „Mein höchster Wunsch an diesem Tage ist der, daß unserem Volk Einigkeit beschert werde. Tief sind immer noch die Gegensätze zwischen den Anschauungen der einzelnen und den Interessen der Klassen- und Berufsstände. Ich meine, daß es doch nicht so schwer sein sollte, über das, was uns an Weltanschauung und Interessen trennt, hinaus, uns zusammenzufinden in dem Gedanken an das, was uns eint und uns gemeinsam ist: das Vaterland, das Band, das uns mit unser Väter Erde in Stammes- und Volksgemeinschaft verbindet und das gemeinsame Schicksal, das uns allen in Glück und Unglück und Gedeih und Verderb umfaßt. Eher soll es nur einen Streit geben, nämlich den Wettstreit, am besten dem Vaterlande zu dienen. Daß der Geist der Zusammengehörigkeit wachsen und alle Deutschen beherrschen möge, daß Deutschland in brüderlicher Geschlossenheit aus den Niederungen der Gegenwart aufsteige zu dem Weg der Zukunft, zu einem starken, freien und einigen Deutschland, das ist der Herzenswunsch, mit dem ich an meinem heutigen achtzigjährigen Geburtstag das deutsche Volk in unbeirrbarem Vertrauen grüße.“

* * *

Nach dem Schluß der diesmaligen Tagung des Völkerbundes hat unser Außenminister Dr. Stresemann der weit verbreiteten französischen Zeitung „Petit Parisien“ („Kleiner Pariser“) seine Eindrücke über die letzten Verhandlungen in Genf mitgeteilt. Er wies dabei besonders auf die deutsch-französische Zusammenarbeit hin und verwahrte sich gegen den Vorwurf, der Deutschland gemacht werde, daß es sich zum Führer der kleinen und mittleren Staaten im Völkerbund aufwerfen wolle. Daran denke Deutschland nicht, sondern es sei den Weg nach Genf über Locarno gegangen. Mit diesen Worten wollte der Reichsaußenminister andeuten, daß er auch künftig im Völkerbunde mit Frankreich und England zusammenarbeiten wolle.

Zweifelloos hat auf der letzten Tagung des Völkerbundes Deutschland ziemlich gut abgeschnitten. Seine Redner haben dort vor allem zur Abrüstungsfrage klar und deutlich unseren Standpunkt gesagt und den Völkerbund an seine Pflicht erinnert. Leider aber haben wir praktisch nicht das erreicht, was sich vielleicht mancher von uns gedacht hat, daß nämlich die Besetzung der Rheinlande von den fremden Truppen noch weit mehr als bisher vermindert oder daß das ganze Rheinland geräumt würde. Solche Erfolge wären vielen von uns vielleicht lieber als das höhere Ansehen, welches wir im Kreise des Völkerbundes erlangt haben.

Obermeister Warnecke † 3. Oktober 1927

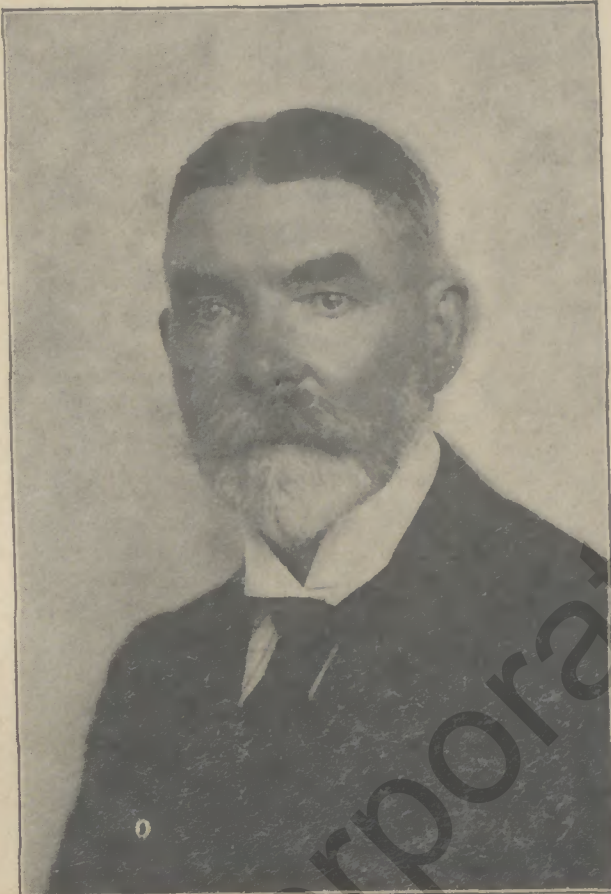
Heinrich Warnecke, geboren am 1. Januar 1862 zu Hannover, ist vor 43 Jahren, nämlich am 21. September des Jahres 1884 bei unserem Hüttenwerk in Dienst getreten.

Herr Warnecke war zunächst acht Jahre lang als Schlosser in der Reparaturwerkstatt tätig und konnte bei vielseitiger Verwendung auf dem ganzen Werke gründliche, praktische Erfahrungen auf allen Gebieten des Maschinenwesens sammeln. Vorbildlicher Fleiß, außergewöhnliche Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit erwarben dem jungen Schlosser schnell das Vertrauen seiner Vorgesetzten, so daß ihm im Jahre 1892 als Vorarbeiter die Beaufsichtigung des Betriebes und der Instandsetzungsarbeiten in den gesamten Maschinenanlagen übertragen wurde.

Nach Errichtung der Hochofenanlage übernahm Warnecke im Jahre 1896 die Stelle des Maschinenmeisters für den Hochofen-Maschinenbetrieb. Den großen Anforderungen, die dieser verantwortungsvolle Dienst an ihn stellte, hat er in den 31 Jahren seiner beruflichen Tätigkeit bei uns bis zu seinem Tode stets voll entsprochen. Im Laufe der Jahre nahm der ihm unterstellte Betrieb immer größeren Umfang an. Die Zahl der Gebläsemaschinen wuchs mit dem Ausbau der Hochofenanlage, die elektrische Kraftanlage mußte dem stetig steigenden Strombedarf entsprechend erweitert werden. Dazu kam der Übergang vom Dampf- zum Gasm-

schinenbetrieb und zuletzt zur Dampfturbine. Die Gasreinigungsanlagen gehörten zu seinem Arbeitsbereich, und nicht zuletzt auch die ausgedehnten Pumpanlagen und die sonstigen maschinellen Einrichtungen der Hochöfen. Die Leistungen des vorzüglichen Mannes fanden besondere Anerkennung durch seine Ernennung zum Obermeister am 1. April 1919.

Hervorragende Charaktereigenschaften erwarben dem Verstorbenen nicht nur die Beliebtheit bei seinen Arbeitern, sondern auch die persönliche Wertschätzung seiner Vorgesetzten. Bescheiden in seinen persönlichen Ansprüchen, fand er nach des Tages Mühe volles Genügen an einem innigen Familienleben, das nur durch den vorzeitigen Tod seiner Gattin und eines Sohnes, der auf dem Felde der Ehre gefallen ist, getrübt werden konnte. Leider ist es ihm versagt geblieben, nach seiner arbeitsreichen Berufstätigkeit noch eine Reihe von Jahren im wohlverdienten Ruhestand zu verleben, was ihm jeder, der ihm nahestand, von Herzen gewünscht hat. Ein tückisches Leiden, gegen das er jahrelang mit eiserner Energie angekämpft hat und das ihn in seiner hingebenden Pflichterfüllung bis zum Äußersten nicht hat hindern können, setzte seinem Leben am 3. Oktober 1927 ein jähes Ziel. Sein Tod hat eine schmerzliche Lücke in unsere Reihen gerissen. Wir beklagen in ihm den Verlust eines unserer tüchtigsten und treuesten Mitarbeiter, dessen Andenken wir immer in Ehren halten werden.



Obermeister Warnecke †

Unterlege immer beim Heben und Senken! Ein neues Bein kann niemand dir schenken!

Ein Fest auf Haderslevhuus

Novelle von Theodor Storm

10)



och sie streckte die Arme aus und rief: „Mein Vater! Mein armer Vater! Wir werden nimmermehr vom Tod geheilet!“

„Das klang hart von Euren jungen Lippen!“ sprach der Mann.

Da wandte sie ihr Haupt und sah den Schmerz in seinen Augen. „Ich wollte Euch nicht Leid tun!“ sprach sie bittend; „nur sagen: von all dem Sterben habe auch ich mein Teil behalten!“ — und sie sagte wieder mit der Hand nach ihrem Herzen — „des Königs Arzt, der spanische Jude, ich hörte ihn einst zur Base sagen, es sei zu groß, ich könnte einmal so hingehen; starkes Leid und Freude könnte ich nicht ertragen. Und die gute Base, will sie mir lieb tun, so sagt sie, ich hätte weiße Rosen auf den Wangen!“

Sie schwieg, und er antwortete ihr nicht; aber sie sahen sich in die Augen, und drunten aus der Tiefe schlug die Nachtigall. „Frühling!“ sprach er leise und öffnete die Arme ihr entgegen. Da lag sie an seiner Brust, die Augen geschlossen, die Hände um seinen Hals gestrickt; und für die Worte, welche ihnen

fehlten, sang die Nachtigall, als müsse ihr die Brust zerspringen — und nun ein Ton, lang ausatmend, ohne Ende. „Sie stirbt!“ rief Dagmar, warf das Haupt zurück und schaute in des Mannes Augen. „Oh, kann man auch vor Liebe sterben?“ — Er aber, in dem Trüchtum der Minne, hob ihre leichte Last gegen den Silberchein des Mondes und küßte ihre Wangen: „O, meine weißen Rosen! O heilige Jungfrau, beschütze mir mein ganz unfählich Glück!“

Da scholl vom Schlosse her das Klirren einer Pforte, und sie wand sich jäh aus seinen Armen. „Scheiden!“ rief sie schmerzlich; dann nahm sie seine Hand, doch nur für eines Atemzuges Dauer. „Nein, fort! — fort!“ rief sie in Schreden. „O, vergiß nicht mein; ich müßte sterben!“

Sie fühlte einen heißen Kuß auf ihrem Mund; dann rauschte es in den Pappelzweigen, und sie war allein.

Da kamen Schritte näher, und aus den Büschen trat die Base in ihrem Marderpelz, den Kopf mit einem dicken Tuch ver mummt, mit der alten Grete in den Mondschein hinaus. „Kind, Kind, wo bleibst du!“ rief sie. „Muß deine alte Base dich suchen gehen!“

„O Base, es ist so schön hier!“

„Und“ — die Alte sah sich um — „du bist ja ganz allein; wo ist der Hund, der Heuband?“

„Der Hund?“ sprach Dagmar hastig. „Ist der nicht hier?“

„Ei, Kind, das mußt du ja doch selber wissen!“

„O, Base, du hättest die Nachtigall nur hören sollen!“ Und wie gerufen drang der Vogelschall von neuem aus der Tiefe, und das Mondlicht glitzerte auf den Blättern der Hülßen und den Nadeln des Taxus; von Düften schwamm es in der Luft. Einen Augenblick stand die Alte, das Ohr geneigt. Dann aber trieb sie zu rascher Rückkehr in das Haus, denn ein Abendwind hob sich und rauschte durch die Wipfel der Bäume.

Dagmar lag bald in dem schmalen Bettchen in der Kemenate der Base; von dem jungfräulichen Lager hob sich in dem zweifelhaften Mondlicht ihr blaßes Köpfchen, das schwarze Haar in ein weißes Seidennetz gehüllt. „O, Mutter der Gnaden,“ flüsterte das Kind, „ich habe sie beide belogen, Heuband erst, den Hund, und dann die gute Base! Ach, Heilige, aber wenn man erst so alt ist! Sie verstanden das doch beide nicht!“ Dann legte sie die Hände über die junge Brust, und sanft wie eine Wolke kam der Schlaf. —

„Ein Haus in Moskau“

Dem Bericht eines Sowjetberichterstatters nachgezählt

Von George Popoff

Durch die Presse geht gegenwärtig ein zum größten Teil dem Bericht der Moskauer Zeitschrift „Iswestija“ entnommener Aufsatz des bekannten russischen Schriftstellers George Popoff. Die Angaben des Sowjetberichterstatters werfen ein grelles und erschreckendes Licht auf die derzeitigen sozialen Zustände Russlands und verdienen auch in Deutschland allgemeine Beachtung, wo man noch heute einen großen Teil der Arbeiterschaft mit phantasiereichen, frei erfundenen Schilderungen über die wirklichen Verhältnisse Sowjetrußlands hinwegtäuschen sucht. Wir halten es daher für unsere Aufgabe, durch Abdruck des russischen Originalartikels auch unsererseits zur Verbreitung der Wahrheit beizutragen.



Das Haus, von dem hier die Rede sein soll, ist eine beliebige Moskauer Mietskaserne und wird vom Moskauer Sowjet verwaltet. Es ist ein mächtiges Gebäude, das nicht weniger als 3000 Menschen beherbergt — die Bevölkerung einer russischen Kreisstadt also! Noch lange vor dem Kriege war dieses Haus von einem Wohltäter zur Unterkunft „adeliger Witwen“ erbaut worden. Damals war hier alles sauber, ordentlich und sittsam. Wie sieht es aber heute in dieser Massenwohnstatt aus, nachdem sie von der Anwesenheit der adeligen Witwen „gefäulert“ und von der neuen Macht „sowjetisiert“ worden ist? Zur Beantwortung dieser Frage erteilen wir dem Berichterstatter der Moskauer „Iswestija“ selbst das Wort. Er schreibt:

„In Begleitung eines städtischen Beamten schreite ich durch die unendlich langen und finsternen Korridore dieses unheimlichen Hauses. Rechts und links ziehen sich in monotoner Reihe gefängnisähnliche „Zellen“ hin. Jede — nicht mehr als etwa sechs Quadratmeter groß. Doch in jeder von ihnen wohnen fünf- bis sechsköpfige Familien. Alles ist hier verfault, durchgerostet und zerfällt mit jedem Tage immer mehr. Die Warmwasserheizung ist ständig verdorben und überseht nicht selten die Behausungen der Bewohner. Die Aborte — gemeinsame für Männer und Frauen — sind ohne Ausnahme alle verstopft und in unglaublich antisanierten Zuständen. Die Müllkasten werden tagelang nicht geleert und verbreiten ständig einen pestartigen Geruch. Die Treppen, Korridore und Wohnräume bieten allesamt ein schauerhaftes Bild. Überall — Gestank, Schmutz, Krankheitserreger. (Über 70 v. H. der Hausbewohner sind Luetiker.) Sämtliche Haustüren werden weder tags, noch nachts geschlossen. Selbst in den Gängen, auf den Treppen und auf dem Dachboden wimmelt es von allerhand obdachlosem Gesindel. In den dunkleren Korridoren werden schutzlose Hausbewohner überfallen und bis aufs Hemd ausgezogen. Auf dem ehemaligen Dachgarten feiern die Obdachlosen im Sommer wahre Orgien. „Das ist unser Kurort“, sagten sie und laufen ungeniert nackend umher. Die Milizionäre und alle, die hiergegen den leisesten Einspruch wagen sollten, werden regelmäßig mit Messern bedroht und johlend vertrieben.“

Ursprünglich war das Haus nur für Kriegsinvaliden bestimmt gewesen. Doch ihre Zahl beträgt heute nicht mal 40 v. H. Die übrigen sind: Straßendirnen, Diebe, Kriminelle, Obdachlose und dergleichen. Im Laufe der Sowjetjahre, zu verschiedenen Zeiten, haben sie sich hier niedergelassen und sind jetzt für keinen Preis mehr zu entfernen. Sie sind das „Proletariat“ und ihrer ist die Macht! Doch auch unter Invaliden gibt es viele „böartige“. Mancher macht einen stillen, gutmütigen Eindruck

— hier eine Kumpfgestalt, ohne Arme, ohne Füße. Trotzdem ist er durch und durch verseucht, handelt mit seinem „Invalidenpatent“, das ihm allmählich Spekulanten allmonatlich neu abkaufen, verkauft das eingelöste Geld und wechselt so oft wie möglich seine „Lebensgefährtinnen“. Diese letzteren werden ohne weiteres als gesetzliche Ehegattinnen registriert, aber sehen sich bereits nach wenigen Tagen, höchstens Wochen, mit einem Riesentrach an die Luft gesetzt. Dann siedeln diese Invalidenweiber einfach in ein anderes Zimmer, zu einem anderen Hausbewohner über, von dem zum dritten, zum vierten usw. — dabei die abscheulichsten Krankheiten von Mensch zu Mensch tragend. Keine Nacht vergeht in diesem Hause ohne Messerstechereien, Streitigkeiten Trunkener, entsetzliche Familienszenen usw. Vergewaltigte Frauen schreien in den Korridoren verzweifelt um Hilfe. Niemand achtet ihrer. Viele Hausbewohner schauen mit Gleichmut und Stumpfsinn zu, wie irgendeine Frau von ihrem trunkenen Manne mißhandelt, blutig geschlagen und gemartert wird. Durch die Luft fliegen Schmel, Küchengeschirr, Krücken, alles, was im Moment erreichbar ist. Morde sind keine Seltenheiten . . .

Natürlich nicht alle Bewohner dieses Hauses tragen ein derartig verbrecherisches Wesen zur Schau. Hier leben auch nicht wenig wirkliche Kriegsinvaliden, Revolutionshelden, franke Fabrikarbeiter und verglichen, die von ihren kleinen Renten oder von irgendeinem ehrlichen Nebenberuf existieren. Hin und wieder kann man hier auch diesem oder jenem aktiven Kommunisten begegnen. Wie entsetzlich diese besseren Leute sich aber hier fühlen müssen, läßt sich leicht ausmalen . . .

Nun steigen wir zum fünften Stock hinauf. Unterwegs auf den schmutzigen Treppen, in den stinkenden Korridoren kommen uns überall schauerliche Elendsgestalten entgegen: sogenannte „Intelligente“ in zerlumpter Kleidung mit aufgedunsenen, bleichen Gesichtern, mit zitternden Gliedmaßen oder — kraftstrophende, drohend dreinschauende Romdies oder — blinde, verunstaltete Invaliden auf Krücken und mit Stelzfüßen. Aus vielen Zimmern treten halbangekleidete Weiber und belästigen die vorübergehenden Männer. Mitten in diesem abstoßenden Treiben aber sitzen überall auf dem unsauberen, eiskalten Steinboden zahlreiche Kinder und spielen. Auf allen Fensterbänken und stellenweise einfach auf dem Fußboden stehen Petroleumkocher und „Primusse“. Offen vor Staub und Schmutz geht das Zubereiten der kärglichen Mahlzeiten vor sich. In den Zimmern dienen einige unordentlich in die Ecke geworfene schmutzige Säcke als Schlafstätten. Rohe Holzkisten ersetzen überall Tische und Stühle . . .

Wir betreten jetzt das Geratewohl eines der Zimmer. Ein kaum vier Quadratmeter großer Käfig. Trotz einer gewissen Ordnung macht die Behausung einen unaglich traurigen Eindruck. Hinter einer Schutzwand dringt trunkenes Fluchen hervor. Auf der Lagerstatt sitzt eine kränklich aussehende, noch junge Frau mit ganz glatt geschorenem Schädel. „Wie sind Sie hierher geraten?“ frage ich sie. „Nach dem Bürgerkrieg“, entgegnet sie willig, „krank und hungrig kam ich nach Moskau, in einen zerlumpten Soldatenmantel gekleidet, den nackten Leib darunter. Kein Geld in der Tasche, trieb ich mich monatelang auf den Bahnhöfen herum. Endlich quartierte mich der Sowjet hier ein und seit der Zeit lebe ich so, wie Sie mich sehen. Entsetzlich ist es in diesem Hause. Ewige Schlägereien und Belästigungen. Von schrecklicher Angst wird man oft gepackt. Mitten in der Nacht höre ich plötzlich, wie irgendwelche Männer sich daran machen, mit Gewalt die Zimmertür aus den Angeln zu heben. Natürlich schreie ich dann aus Leibeskräften. Aber oft war ich schon nahe daran, diesem hündischen Leben selbst ein Ende zu bereiten.“ . . .

Wer die Unfallverhütung verlacht, hat über den Sinn noch nicht nachgedacht



„Kind, wo bleibst du? Muß deine alte Base dich suchen gehen?“

Rolf Lembed wanderte indessen mit langsamen Schritten heimwärts; er wußte wohl, auf Dornung erwartete ihn auch sein schönes Weib, und sie war sein mit allen ihren Wonnen; aber ihn überfiel es, als fürchte er die starken Weiberarme, und ging den Weg hinab wie in ein Tal des Todes.

Durch alle Gefahren aber fand die Minne ihren Weg. Rolf, der Leichtlebende, wie das schuld- und truglose Kind, sie waren beide plötzlich klug geworden und reich an Plänen und an Listen; denn Minne schärfte ihre Sinne und gab ihnen zum Schild die träumerische Vorsicht. Rolf Lembed zwar erkaufte sich bei seinem Weibe nur durch erzwungene Zärtlichkeit die flüchtigen Stunden seines echten Minneglücks; und mitunter, wenn er sie umfassen wollte, setzte sie ihre schöne Faust gegen seine Brust und sah ihm prüfend in die Augen, ob seine Seele auch dabei sei; und so geschah es unterweilen, daß sie plötzlich seine Arme von sich warf und schweigend aus der Tür schritt. — Und als zu Haderslevhus der Schlosshauptmann aus Wordingborg heimkam, da trug ihm wohl die Tochter ein schweres Herz entgegen, und als er ihr die

Wangen strich und fragte: „Was ist mit meiner Dagmar?“ da schüttelte sie nur den Kopf und sah zu Boden und nicht wie früher in das geliebte und gefürchtete Antlitz über ihr; und zu sich selber sprach sie: „O brennend Leid! Wem soll ich reden, wem soll ich schweigen?“

So schien die Heimlichkeit geborgen; aber ein Durchblick von eines Sandtorns Umfang konnte sie verraten. Schon mehrmals hatte Frau Wulfsbild ihren Schreiber angehalten: „Nun, Gaspard, wo bleibt die Puppe?“ und er hatte geantwortet: „Verzeihet, Frauenwünsche sind schneller noch als Mannesarbeit!“ Gleichwohl trug er schon etwas in seinen Sinnen; nur wollte er es unreif nicht herausgeben. Er hatte auch einmal vom Wege aus des Schlosshauptmanns Tochter über die Gartenmauer lehnen sehen; und auch zu ihm hatte die Dogge, die mit den Vordertagen zwischen den Zinnen stand, das gewaltige Gebell hingelassen. „Im, ein Kind noch!“ hatte er bei sich gemurmelt; „ein Kind mit einem Hund! Und doch — auch bald nicht mehr, wer weiß?“

Und eines Morgens sprach er zu dem Ritter: „Wisset, Herr, drunten in Haderslev hat ein junger Schmied, der eben aus dem Reich gekommen ist, ein neues Schießwerk heimgebracht: es ist ein eiserne Rohr und wird mit einem Pulver draus geschossen! So's Euch gefällt, wir könnten einmal hinüberreiten!“ „Heiliger Hubertus!“ rief Herr Rolf; „kümmert Gaspard der Rabe sich auch um Schießzeug?“

Der Schreiber warf von unten seine scharfen Blide auf den Trager: „Wenn ich nur treffen könnte!“ sagte er.

Da lachte Rolf Lembed: „So komm! Ich kenne die Feuerrohre schon von Prag; wer weiß, ob nicht dein Treffer drin sitzt!“

„Vielleicht“, erwiderte Gaspard, und da der andere nach dem Reitstall schritt, sah er ihm nach, als sähe er auf seine Beute.

(Fortsetzung folgt)



„Was ist mit meiner Dagmar?“

In einem anderen, keineswegs größeren Zimmer lebt eine Familie von nicht weniger als sechs Köpfen; ein halb irrsinniger Krieginvalide, seine bresthafte Frau, drei ganz kleine Kinder und ein als Amme dienendes, verlaustes Wesen, selbst noch ein Kind von kaum zwölf Jahren. Eine Luft zum Ersticken. Der Invalide bettelt tagsüber. Dann veräußert er das Erbettelte, mitunter auch das, was er seiner Frau entreißen kann. Die kranke, kaum lebende Frau dient in einem Krankenhaus als — Pflegerin. Einst ein junges, gesundes Bauernweib. Heute, trotz ihrer erst 25 Jahre, eine Ruine. Sie erzählt ihr Schicksal: In einem der Hungerjahre kam sie nach Moskau, wo sie keine Menschenseele hatte, wo sie nirgends Unterschlupf finden konnte. Schon wollte sie sich ins Wasser werfen, als ihr der halb idiotische, trunkene Invalide in den Weg trat. Er nahm sie zu sich. Kinder wurden geboren, die jetzt als entsetzliche Last empfunden werden. Ewig die gleiche Geschichte, ewig das gleiche Elend. . .

In ein drittes Zimmer will man uns zuerst kaum hereinlassen. Es ist die Behausung einer hier berüchtigten Fehlerin und Kupplerin namens Matrena. Sie selbst ist nicht zu Hause. Aber in ihrem Zimmer sieht man eine ganze Gesellschaft verstört auseinanderfahrender, zweifelhafter Gesellen und Dirnen. Es hat den Anschein, als verberge sich unter den Betten und hinter den Wandschirmen noch allerhand weiteres, lichtschreues Paß. Alles macht den Eindruck, als wäre man bei unserem Eintritt eben mit dem Abwickeln irgendeines finsternen Verbrechens beschäftigt gewesen. Als wir wieder in den Korridor zurücktreten, umringen uns sämtliche Zimmernachbarn der Matrena und beginnen sich zu beschweren: Keinem gibt sie Ruhe, diese Frau! Wahre Angst hat alles vor ihr und dem Gesindel, das sie bei sich beherbergt. Der Sowjet hat doch längst versprochen, sie herauszufriedeln. Wann wird er dieses Versprechen wohl zur Einlösung bringen; wann wird das nun endlich geschehen?

Ein Kapitel für sich ist der vom Moskauer Sowjet eingeseckte Verwalter des Hauses, Kunzewitsch. Alle beklagen sich über ihn und seine Mißwirtschaft. Seit er das Haus verwaltet — ist es ganz schlimm geworden. Einbrüche, Diebstähle und dergleichen haben noch zugenommen. Die Heizwassereinrichtung und den Eiskeller des Hauses hat er

für sich und seine Familie beschlagnahmt. Die Invaliden behandelt er en canaille. Eine Soldatenfrau hat er an den Haaren den Korridor entlang geschleift. Einem obdachlosen Kinde hat er mit dem Revolverkolben die Schädeldecke eingeschlagen. Einen Bewohner, der in seinem Büro das Telefon benutzen wollte, hat er fast zu Tode geschunden. Im Bunde mit seinem Genossen veranstaltet er täglich Orgien und veräußert die ihm zum Unterhalt des Hauses angewiesenen Mittel. Doch alle Klagen, die dem Revolutionstribunal gegen ihn eingereicht worden sind, blieben bisher stets unberücksichtigt. . .

Soweit der Bericht der Iswestija. Kommentare hierzu sind überflüssig. Ich möchte nur noch folgendes hinzufügen: Während meiner mehrmaligen Rußlandreisen hatte ich Gelegenheit, zahlreiche Mißfakern zu besuchen. Und ich möchte nicht veräumen, hiermit autoritativ zu bezeugen, daß die obige Darstellung des Sowjetreporters leider in jeder Einzelheit der Wahrheit entspricht! Ich habe genau die gleichen Bilder beobachten können. Hier tritt uns der wirkliche sowjetrussische Alltag entgegen. Ueber die lokale Bedeutung des Einzelsalles hinaus, sind diese Zustände im höchsten Grade kennzeichnend für Leben und Sitten des ärmeren Durchschnitt-Städters im heutigen Rußland überhaupt. Die Schilderung, die Victor Hugo in seinen „Misérables“ vom Elend der untersten Schichten unserer menschlichen Gesellschaft gibt, verblasst neben dieser Wirklichkeit vollständig. So leben in Rußland nicht Tausende, nicht Hunderte von unglücklichen Verstoßenen, sondern — Tausende und aber Tausende dahin. Fragt man sich aber nicht mit Schauern: Was wird aus diesem Volk nach einiger Zeit entstehen sein, das bereits seit Jahren gezwungen ist, unter so entsetzlichen Umständen dahinzuleben und — wie es scheint — dieses Hundeleben gar als natürlich zu empfinden beginnt?

Wer das Auto erfand. Als Erfinder des Automobils gilt Siegfried Markus. Er war der erste, der in einem mit einer Magnetzündung versehenen Benzinwagen in Wien herumfuhr. Damals, vor etwa 60 Jahren, war die Erregung so groß, daß auf Anordnung der Polizei die Fahrten eingestellt werden mußten. Der Markuswagen ist als Reliquie im Technischen Museum untergebracht.



Mittelalterlicher Hafenverkehr

Lege keine Riemen auf laufende Transmissionen!

Zum 150. Geburtstag Heinrich von Kleists

„An Kraft sind wenige ihm zu vergleichen.
An unerhörtem Unglück, glaub' ich, keiner.“
Hebbel.



Heinrich von Kleist

Am 18. Oktober 1777 wurde in Frankfurt an der Oder dem Hauptmann Friedrich von Kleist und seiner Ehefrau Juliane Ulrique, geb. von Pannwitz, der Sohn Heinrich geboren. Darüber waren sich Eltern und Verwandte einig: Der Junge, Sprößling aus alt-pommerschem Geschlechte, sollte einmal die militärische Laufbahn einschlagen. Schon vor dem 15. Lebensjahre tritt er ins preußische Heer ein. Im Potsdamer Garderegiment marschiert er zum Rhein. Doch ist er nicht zum Soldaten geboren. Nach Beendigung des Feldzugs erhält der Leutnant den erbetenen Abschied. Der Gardeoffizier wird in seiner Vaterstadt Student der Mathematik und Philosophie. Noch schlummern in ihm die poetischen Neigungen. An leichtem Studentenleben nimmt er keinen Anteil. Der Einsame findet auch keinen Freund. Seine Angehörigen verstehen ihn nicht. Um die Jahrhundertwende verlobte er sich mit Wilhelmine von Zenge, die er nach seinem Bildungsideal erziehen will. Die Schwiegereltern drängen, daß er zu festem Amt kommt und in den Staatsdienst geht. Doch

jedwede Gebundenheit ist ihm verhaßt. Auf einer Reise nach Würzburg ahnt der Dreißigjährige seine Berufung zum Dichter. Zur ganzen Klarheit seiner dichterischen Berufung gelangt aber erst der reife Mann.

In Berlin bittet er die Braut um ihren starken Glauben an ihn und seine Mission. Innere Ruhe und Freude liegen über ihm. Seine Umgebung schließt daraus, daß er eine Anstellung zu erwarten habe. „Die Toren, o die Toren“, ruft er ihnen zu. Ein Amt kann ihn nicht fesseln. Glücklich ist er nur, weil er mit feherischem Blick an seine großen dichterischen Kräfte glaubt. Liebenswürdig geht die Braut auf den mit seinem Schicksal Ringenden ein. Im Grunde aber versteht auch sie ihn nicht. Keine Seele begreift ihn. Gesellschaften besucht er kaum. Er ist einsam unter den Menschen. Große Gedanken und tiefe Probleme erfüllen ihn. Ein dämonischer Trieb beherrscht den Wahrheitsjäger, drängt zu Reife und Durchbruch.

Da tritt die neue Lehre des Königsberger Philosophen in sein Leben. Zerschmettert und erschüttert ihn. Laßt auf ihm bis zum frühen Ende. Der sich zum möglichst vollkommenen Menschen schon auf dieser Erde durchkämpfen will, muß der Lehre Kants entnehmen, daß wir auf Erden keine für das Jenseits gültige Wahrheiten zu erkennen vermögen. Daß wir nur wissen, wie die Dinge uns unvollkommenen Menschen hier erscheinen, oder besser „scheinen“, daß wir aber nicht wissen, wie die Dinge in Wirklichkeit, d. h. „an sich“ sind. Erschüttert ruft er aus: „Mein einziges und höchstes Ziel ist gesunken, ich habe keines mehr.“ Da er also von dem großen Zeitgenossen erfahren, daß es keine Wahrheit auf Erden gibt, verliert das Leben für ihn jeden Sinn. Halten wir dies fest, es ist notwendig zum Verständnis der Tragödie des unglückseligen Dichters. — Nicht zu verwundern, daß ihn die reine Wissenschaft nun anekelte. Verzweifelte Stimmung liegt über ihm. Dazu kommen die geldlichen Bedrängnisse. Immer geringer wird die Aussicht, ein eigenes Heim zu gründen. Duster liegt die Zukunft vor einem der Größten unseres Volkes.

Neue Ideen begeistern den Jüngling. Frankreich, das Land Rousseaus, will er kennen lernen. Mit Ulrike, der Schwester, reist er nach Paris. Von scharfer Beobachtung zeugen seine Schilderungen aus der französischen Hauptstadt. Abenteuerlich und phantastisch ist sein Plan, als Bauer in der Schweiz sich selbst zu machen. Die Braut hat begreiflicherweise dafür kein Verständnis. Kleist hebt das Verlöbniß auf.

Der Schweizer Aufenthalt führt ihn mit dem Dichter Schöckle und dem Sohne des Dichters Wieland zusammen. Nach Tagen des Leidens erblühen ihm in literarischen Gesprächen bedeutsame Stunden. Die dichterische Begabung wird mehr und mehr geweckt. Er schreibt „Die Familie Schroffenstein“ und „Der zerbrochene Krug“. In jenem Erstlingswerk ringt sich der Dichter zur Erkenntnis des Daseins Gottes durch, den er aber nicht begreifen

Unser Hafen Hardenberg

(Siehe Titelbild)



Es ist eine allgemein bekannte Tatsache, daß sich in alter Zeit Industrie und Handel gern an Wasserstraßen ansiedelten. Der Handwerker brauchte das Wasser als Antrieb seiner Hammer und Mühlen, und der Handelsmann lud ihm seine Waren auf, um sie auf diese Weise mühelos in die Ferne zu verschicken. Im Zeitalter der Kohle und des Dampfes verlor das Wasser als Antrieb allmählich an Bedeutung. Die Hammer in den einsamen Gebirgstälern blieben in ihrer Entwicklung zurück und erscheinen uns heute nur noch als Zeugen vergangener Tage. Erst in neuester Zeit kommt man wieder zum Wasser als Antriebskraft zurück, nachdem die wirtschaftliche Fortleitung der Elektrizität durch riesenhohen Spannungen bis zu 380 000 Volt möglich geworden ist. Man baut in geeigneten Gegenden große Kraftwerke, z. B. das Walchenseewerk, das Elektrizitätswerk Lauffen, das neueste, noch im Bau befindliche Kraftwerk bei Hohensteinburg und kann von hier aus die Elektrizitätsverbraucher in weiter Ferne versorgen. Von früher ist dagegen die Ueberlegenheit des Wassers als Verkehrsweg erhalten geblieben, auch als die Eisenbahn kam. Man hält nicht nur Ströme und Flüsse schiffbar, sondern durchzieht die Länder auch mit künstlichen Kanälen.

Für die Wirtschaft, und besonders für die großen Werke der Eisenindustrie, ist die Frage nach den Verkehrsmöglichkeiten von erheblicher Bedeutung. Erinnern wir uns nur daran, daß z. B. für eine Tonne Roheisen rund zwei Tonne Erz eingesetzt werden müssen, und daß von diesen Erzen zwei Drittel aus dem Ausland, und zwar vorwiegend aus Schweden (40%) stammen. Je weiter die Erze herkommen, um so höher die Transportkosten; sie können bei Erzen oft ein Drittel des Preises betragen und auch mehr wie bei Minette, deren Transport mehr kostet als das Erz selbst an der Grube.

Als der Kanal von Dortmund zum Rhein und nach Emden ausgebaut (Dortmund-Emmer Kanal) und die Hafenbahn 1907 angelegt worden war, die auch unser Werk unmittelbar an den Kanal anschließt, gingen wir ebenfalls dazu über, unsere Erze von Emden bzw. Rotterdam her auf dem Wasserwege bis Dortmund zu beziehen, nachdem sie vorher in dieser Weise nur bis Emden oder Duisburg gelangen konnten. Doch ließen wir sie damals noch durch fremde Firmen löschen. Erst im Jahre 1924 schlossen wir mit der Stadt Dortmund als Eigentümerin der Hafenanlage einen Vertrag, der uns ein eigenes Hafenbecken mit Kaimauer und Lagerplatz dahinter sicherte.

Das Hafenbecken ist durch Verlängerung des sogenannten Hardenberg-Hafens gewonnen worden. Dieser bildet den ersten Hafen Dortmunds, wenn man den Kanal in Richtung Dortmund befährt; er liegt in den Stadtgemeindeteilen Deusen-Lindenhorst, unmittelbar bei der Zeche „Fürst Hardenberg“. Durch seine Verlängerung wurde ein Becken in einer Länge von 400 Meter und einer Breite von 35 bzw. 40 Meter bei einer Wassertiefe von ungefähr 2,50 Meter geschaffen. Außerdem pachtete Hoefel von der Stadt am Hafen ein Gelände von 20 Morgen Land, auf welchem die Fahrbahn der Entladekräne und Brecher, die Gleise für den Abtransport und die Lagerplätze für die Erze liegen, soweit sie nicht sofort zum Hüttenwerk zur Verarbeitung verschickt werden können. Rund 400 000 Tonne Erz können dort gelagert werden. Die Entladung der Erze geht durch Kräne vor sich, deren Greifer das Erz packen, dieses hochziehen, schwenken und entweder in den Brecher oder direkt in Selbstentladewagen oder auf Lager fallen lassen. Es wird mit drei Portal Kränen gearbeitet. Die Kräne sind in ihren Portalen so gebaut, daß bei Bogenöffnungen von 5 Meter Höhe und 10 Meter Breite bequem zwei Eisenbahnzüge darunter

herfahren können. Auf dem Portal steht der eigentliche Drehkran, der, wie schon der Name sagt, schwenkbar ist, während das Portal auf Schienen ruht und somit Längsfahrten ausführen vermag. An den Auslegern der Kräne hängen Greifer von 1,5 bis 2,5 Kubikmeter Inhalt, also für 3 bis 7,5 Tonne Erze. Die Greifer haben ein durch Seile angetriebenes Schließwerk, mit dem die eigentliche Greifbewegung ausgeführt wird. Der Antrieb der Kräne erfolgt durch je fünf Elektromotoren, die folgende Arbeiten ausführen: Längsfahren, Schwenken, Hubbewegung, Öffnen und Schließen des Greifers. Die Löschleistung der Kräne beträgt rund 2000 Tonne je Kran in 24 Stunden, d. h. drei Kräne löschen täglich 6000 Tonne, also eine recht beachtliche Leistung. Wie schon erwähnt, stehen zwischen den drei Kränen zwei Brecher, die als Kreiselschredder gebaut sind. Bei dieser Bauart bewegt sich ein Regel in einem Trichter. Beide sind mit Rillen ausgerüstet und zermalmen so die Erzstücke bis auf Größen von 80 Millimeter und darunter, je nach Einstellung. Auch die Brecher sind in Längsrichtung fahrbar und haben gleiche Portale wie die Kräne. Die gebrochenen Erze können also sofort in die Selbstentladewagen fallen.

(Fortsetzung folgt.)

Kleine Ursachen — große Wirkungen



„Ja, als ich noch so'n forscher Kerl war, wie der da drüben“, sagte ein Schmied und deutete auf einen andern Schmied, der mit kräftigem Arm und kundigem Auge ein Schmiedestück formte.

„Na, aber Ihnen — fehlt doch nichts“, wollte ich sagen, da fiel mir auf, daß das rechte Auge leblos und starr geradeaus sah. Wenn er nun auch das zweite verlore! Er schien meine Gedanken geraten zu haben und wandte den Blick zum flackernden Schein des Schmiedefeuers.

„Heute fährt sich der Unglücksstag zum viertenmal, und jedesmal an dem Tag packt mich die Angst um mein Augenlicht.“ Wir sahen wohl beide im Geiste das traurig hilflose Bild, das ein Blinder bietet, ein Mensch, dem es für immer versagt bleibt, all das sehend in sich aufzunehmen, was einen Teil unseres Daseins schön und lebenswert macht. „Durch Schaden wird man klug“, meinte er, „und an mir soll es nicht liegen, daß mir so was nochmal passiert, auch meinen Arbeitskollegen nicht! — Wenn Sie mal mitkommen wollen...“ Und führte mich zu seinem Spind. „Sehen Sie.“ dabei langte er einen Sechshammer heraus und hielt ihn mir unter die Nase, „das Ding ist an allem Unheil schuld.“ Na, der sah aber auch aus! Haben Sie schon mal einen Holzpfehl in steinigen Boden geklopft, oder besser, zu klopfen versucht, bis der mißhandelte Pfahl aussah wie ein Blätterfaktus?

Ich sah ihn fragend an, und er erzählte: „Vor vier Jahren hielt ich es für überflüssig, den verschlagenen, voll Grat und Splitter hängenden Hammerkopf umzuschmieden und abzuschleifen; was hätte mir auch passieren sollen von den kleinen Splintern! Meine Hände waren hart und mein Schurz aus Leder! Aber an die Augen hatte ich nicht gedacht. Ich hatte ein Türband geschmiedet und wollte es winklig zuspitzen. Sehen Sie so —“, und er hielt den Sechshammer auf den Amboss, „— so stand ich und hielt den Sechshammer, und der Franz da drüben, er war damals noch Lehrling, schlug zu. Er mag wohl auch etwas Schräg geschlagen haben; jedenfalls hör ich was surren, einen Schlag und stechenden Schmerz, und Funken tanzten mir vor den Augen... Am andern Tag hatte ich nur noch ein Auge, das verletztes war nicht mehr zu retten gewesen.“ „Aber, wozu heben Sie denn das Unglücksding noch auf?“ „Weil ich nicht will, daß in unserer Schmiede einem zweiten mein Schicksal zuteil wird! Wenn ich sehe, daß einer so ein verschlagenes Werkzeug zur Hand nimmt, dann gehe ich an mein Spind, hol mir diesen Unglückshammer heraus, zeig ihn vor und frage so stillweg mal: Willst du den nicht gleich nehmen, der hat schon ein Auge auf dem Gewissen! — was meinen Sie, — das hilft!“

Bei ernster Arbeit Unfug machen, bringt oftmals Weinen anstatt Lachen!

kann. Gottes Wille ist dunkel und unerforschlich. So müssen seines Dramas Gestalten einem unerbittlichen Schicksal zum Opfer fallen. Gewaltig ist schon die durchgeführte Charakteristik der Schöpfungsfiguren, von Kleists Zeitgenossen allerdings weder gewürdigt noch erkannt. Nach schwerem Krankenlager kehrt er in die Heimat zurück. Doch findet er keine Ruhe. Deutschland lehnt den Dramatiker ab.

Der genialste seiner dramatischen Entwürfe reißt in ihm: „Robert Guiscard“. Mit diesem Drama, in dem er mit faustischem Drange die Forderungen der Antike mit jenen Shakespeares zu vereinigen sucht — ein bis heute ungelöstes Problem — will er dem Heros Goethe „den Kranz von der Stirne reißen.“

Nur einige Szenen sind uns erhalten. Die mehrere Male überarbeitete Tragödie opfert er seiner Verzweiflung. Er verbrennt das Manuskript. Wir wissen nicht, ob der Versuch gelungen wäre oder gelungen ist, aber das wissen wir: Das hinterlassene Bruchstück zeigt uns ein dramatisches Genie in seiner ganzen Größe. Welche Bildersprache, welche Macht des Dialogs! Jede Zeile ein kleines Kunstwerk.

Der den Flug zur Sonne gewagt, geht als kleiner Diener zur Domänenkammer nach Königsberg, der Heimat des Philosophen, dessen Lehre ihn so sehr erschüttert hatte. Es werden das Lustspiel „Amphitryon“ und die Tragödie „Penthesilea“. Auch in diesem Stück schildert er eigentlich nichts anderes, denn die eigene seelische Zerrüttung.

Nicht unberührt konnte der glühende Patriot von der vaterländischen Dichtung bleiben. In die Germanenzeit führt uns seine „Hermannschlacht“, die das hohe Lied der Befreiung von drückender Fremdherrschaft singt. In seinem „Kathismus der Deutschen“ mahnt er, alle Kräfte dem Dienste für das Vaterland zu weihen.

Den preußischen Dichter lernen wir in dem „Prinz von Homburg“ kennen, den ein gültiges Geschick uns erhalten hat. Im „Räthchen von Heilbrunn“ wendet er sich dem ritterlichen Schauspiel zu und zeigt, daß er auch Unmut und Hingebung zu schildern vermag. Den hervorragenden Erzähler, den Meister der Novelle, bewundern wir in „Michael Kohlhaas“, „Verlobung von St. Domingo“, „Marquise von D.“, „Das Erdbeben von Chile“. Die Anekdote hat in Kleist ihren Klassiker gefunden.

Und doch naht sich unerbittlich, dunkel und geheimnisvoll, Schicksal und Verhängnis. Auch der Erzähler findet ein verständnisloses Geschick.

Die Schwester, die ihr Vermögen für ihn geopfert, empfangt ihn zurückhaltend, da er wiederum ihre Hilfe beanprucht. Das Volk erkennt seinen großen Sohn nicht, und sein Größter, Goethe, will ihn weder erkennen noch anerkennen.

Kein Theaterleiter bemüht sich um seine Dramen, das Lustspiel „Der zerbrochene Krug“ wird unter der verständnislosen Regie Goethes von Schauspielern, die den Genius Kleists nicht begreifen, mißhandelt. Die Wirkung auf die Zuhörer wird zur Katastrophe. Weimar zischt und verläßt Deutschlands bestes Lustspiel.

Die Novellen suchen vergeblich ihre Leser. Die Not des Dichters wird immer drückender, im Unglücksjahre 1806/07 gibt Kleist noch dazu sein bescheidenes Amt auf. Die Unterstützung durch die Königin Luise gestattet nicht die Befreiung von irdischen Sorgen und Nöten, immer einsamer und verletzender wird der Unglückselige. Verkannt von seinem ganzen Volk, verachtet von den Seinen, ohne Amt, Brot und Geld, kehrt ein geistig und körperlich Darbennder nach Berlin zurück. Hier macht er die Bekanntschaft mit der musikalisch so hochbegabten Frau Henriette Vogel. Und deren Todessehnsucht fühlt sich Kleist, der in früheren Jahren schon das einzige Glück im Treibde sah, wandelt. Nichts verbindet ihn mit dieser Frau als die Liebe zur Musik und der Wille zur gemeinsamen Todesbereitschaft. Eine unglückliche Verkettung von Umständen drückt dem nach dem Lorbeer des Ruhmes und der Unsterblichkeit Strebenden die Pistole in die Hand. An jenem „Alles oder nichts“ muß er zerbrechen, das glücklichere Naturen vor und nach ihm zu überwinden vermochten. Am 21. November 1811 erschießt er die geliebte Frau an den Ufern des Wannsees bei Berlin und richtet die Todeswaffe gegen sich selbst. Der Vierunddreißjährige, der von allen und Einem verkannte, findet endlich die so leidenschaftlich ersehnte Ruhe.

Deutschland aber verlor viel zu früh einen seiner größten, vielleicht seinen stärksten Tragöden. Immer mehr erkennen wir heute die Größe dieses von einem unbegreiflichen Schicksal Verfolgten. An uns ist es, immer wieder gutzumachen, was die Welt an ihm gesündigt.

Ergreifende Wehmut kommt über uns beim Lesen der letzten Strophe seines Gedichtes „Das letzte Lied“, mit der wir, doch froh, den großen Dichter — wenn auch erst zwei Menschenalter nach seinem Tode — gefunden zu haben, unsere Betrachtungen beschließen möchten:

„Und stärker rauscht der Sänger in die Saiten,
Der Töne ganze Macht laßt er hervor,
Er singt die Lust, fürs Vaterland zu streiten,
Und machtvoll schlägt sein Ruf an jedes Ohr,
Und wie er flatternd das Panier der Zeiten
Sich näher pflanzen sieht von Thor zu Thor,
Schleicht er sein Lied; er wünscht mit ihm zu enden
Und legt die Leier thränend aus den Händen.“

Er wollte mir vom weiteren Erfolg seiner Vorfrage erzählen, da wurde er von seinem Meister verlangt. Es war aber auch gar nicht nötig gewesen, denn als ich quer durch die Schmiede zur Tür ging, fiel mein Blick auf die Werkzeuge, die auf Amboss, Schmiedeeisen und Feilbänken umherlagen. Da war kein Sechshammer voll Grat oder verschlagen, kein Hammerstiel lose oder gespalten, selbst den Schlüsseln auf der Feilbank sah man an, daß sie sauber nachgearbeitet wurden, wenn ihr Maul sich ausgebogen hatte.

„Kleine Ursachen, große Wirkungen!“ sagte jemand neben mir, und eine Schmiedef Faust nahm mir den Schlüssel aus der Hand, den ich eben, in Gedanken an das Vorhin gehörte, besah.

Es war der einäugige Schmied, der wieder neben mir stand. „Haben Sie denn auch mit Schraubenschlüsseln schlechte Erfahrungen gemacht?“

„Nein, ich nicht, aber einer, der nun hier nicht mehr arbeiten kann. Er sollte hier über der Transmission ein Winkelisen anschrauben; gleich beim Anziehen der ersten Mutter rutschte der Schlüssel ab, der junge Mann verlor dadurch das Gleichgewicht und fiel von der Leiter mit der Hand in eine Riemen-scheibe; die Hand wurde gequetscht, der Knöchel so unglücklich gebrochen, daß sie trotz langer Behandlung steif blieb. — Und was war schuld? So ein lumpiger Schlüssel! Oder besser — er selbst! Denn, sehen Sie —“ und damit nahm er eine Mutter vom Fensterbrett und legte sie in das Maul des Schlüssels; sie paßte schließend hinein — „sehen Sie, so muß der Schlüssel sitzen, dann rutscht er auch nicht aus! Gewiß, wenn ich hier unten am Schraubstock zu arbeiten habe, polier ich mir höchstens die Knochen, wenn der Schlüssel nicht faßt, aber wenn man auf Leitern oder Gerüsten oder über laufenden Maschinen steht...! Hier nimmt keiner einen solchen Schlüssel wieder zur Hand, und der Kollege hat noch Glück gehabt, es konnte noch schlimmer kommen.“ —

Ich trat aus der Schmiede ins Freie, die Dampfpfeifen heulten Feierabend, hinter den rauchenden Schloten versank blutrot die Herbstsonne; da habe ich mir vorgenommen, dem Schmied nachzutun und zu warnen wo ich Gefahren für Leben und Gesundheit entdecke. U. H.

Von alten bergmännischen Festräumen unter Tage

Einzelne ältere Salzbergwerke schufen für besondere bergmännische Veranstaltungen verschiedentlich einen Raum unter Tage; dann meist im Bereich des älteren Steinsalzes, da dieses auf die Dauer am besten hielt. Der erhabenste Raum dieser Art befand sich im alten Schacht des Salzberg-

werks Leopoldshall, 300 Meter unter Tage. Dieser Schacht war im Jahre 1858 abgeteufst; 1900 mußte er mit sämtlichen Grubenbauen wegen Eindringens großer Wassermassen für immer aufgegeben werden. Die oben angeführte, kuppelartig ausgeglichene Halle besaß als eine große Sehenswürdigkeit und als ebenso großes Kunstwerk einen aus weißem Kristallsalz errichteten großen Obelisk, der bei bengalischer Beleuchtung einen wundervollen Anblick bot. Vor ihm war ein mit Lauge angefüllter Teich angelegt, der mit Rähnen befahren werden konnte. Nebststehende Abbildung zeigt ein Bild aus längst entschwundener Leopoldshaller Blütezeit.

Ein gleicher, aber bedeutend kleinerer Festraum, der auch im älteren Steinsalz angelegt ist, befindet sich in den Grubenbauen des Schachtes I des Werks Glückauf-Sondershausen. Dieser ist auch kuppelartig herausgeschossen. Eine Sehenswürdigkeit in ihm ist der große schmiedeeiserne Leuchter, an dem zur Beleuchtung



Der Obelisk auf Leopoldshall, 300 m unter Tage



Festsaal im Brüggenschacht, 663 m unter Tage

dienende elektrische Lampen angebracht sind. In diesem Raum ist aus verschiedenem Salzgestein ein Damm aufgeschichtet, hinter dem ebenfalls ein kleiner mit Lauge gefüllter Teich angelegt ist, auf welchem ein künstlicher Schwan schwimmt, zur Veranschaulichung der altdeutschen Sage vom unweit der Werksanlage über Tage liegenden Grauenberg.

Auf Abbildung 2 ist ein Teil des Raumes dargestellt.

Wth.

* * *

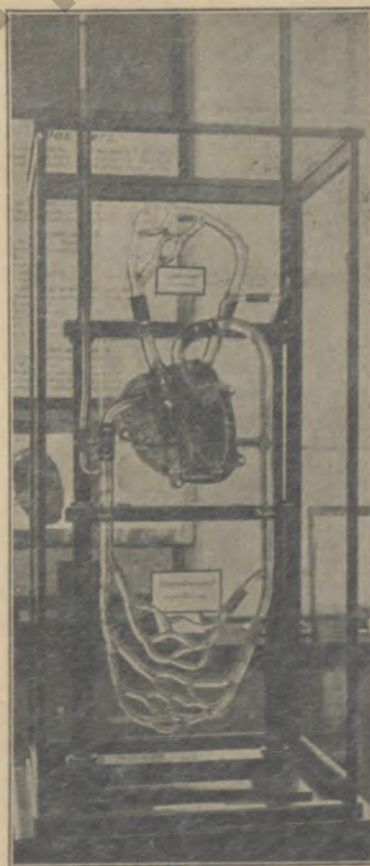
Die Aufwendungen der Nationen für die Luftfahrt. Gelegentlich der Generalversammlung der Deutschen Luft-Hansa-A.-G. erfuhr die Öffentlichkeit Näheres über die Aufwendungen, die von den einzelnen Ländern für ihre Luftfahrt gemacht werden. Es ergab sich, daß die Aufwendungen Deutschlands für seine Luftfahrt im Verhältnis zu anderen Ländern außerordentlich gering sind. Während der Jahre 1919 bis 1925 hat Deutschland überhaupt keinen festgesetzten Luftfahrthaushalt gehabt. Die Zuschüsse für den Luftverkehr machten damals noch nicht 10 Goldpfennige für den Kopf der Bevölkerung aus, während die Beträge anderer Länder ganz erheblich höher waren. So hat Frankreich im Jahre 1919 für seine Luftfahrt 3 Goldmark pro Kopf ausgegeben, und in den letzten Jahren auf 5 Goldmark gesteigert. In England betragen diese Mittel für den Luftverkehr, einschließlich der militärischen Luftfahrt, 8 Goldmark auf den Kopf.

Drinnen und draußen

Der Mensch in gesunden und kranken Tagen



In Dortmund weist zurzeit eine sehr merkwürdige Ausstellung. Es ist die des Deutschen Hygienemuseums in Dresden. Sie ist ganz anders als alles, was wir sonst an Ausstellungen sehen. Dort werden weder Waren vorgeführt, noch Maschinen, weder Modelle, noch Papier, weder Kunst, noch Literatur, sondern es wird der Mensch selbst den Menschen gezeigt. In dieser Beziehung ist es doch eine Kunstausstellung, denn der Mensch ist ein Kunstwerk — und was für eines! — Es ist aber auch eine technische Ausstellung, denn der Mensch ist ein technisches Meisterwerk, er ist immer noch die rationellste Maschine. Seine Muskeln nützen nämlich die Energie zu 33 1/2 Prozent aus, was noch keine andere Maschine kann. Und es ist eine Organisations-Ausstellung, denn der Mensch ist geradezu ein Vorbild an zweck-



Modell des Blutumlaufs im menschlichen Körper



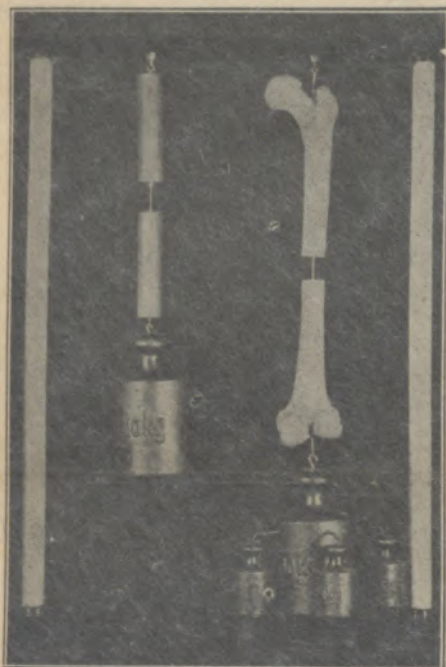
Bild nebenstehend:
Das menschliche Knochengerüst,
in seine Bestandteile zerlegt

mäßiger und reibungsloser Organisation... solange er gesund ist! Ueberhaupt nur solange er gesund ist, solange ist er ein vollendetes Kunstwerk,

eine vollendete technische Maschine und Werkstatt, ein Organisationsvorbild. — Ihn immer so gesund zu erhalten, dazu will diese seltsame Ausstellung beitragen.

Wir können nun unsern Lesern nicht den Inhalt dieser einige tausend Quadratmeter großen Ausstellung schildern, sondern können ihnen nur empfehlen, sich all das selbst anzusehen. Aber wir wollen immerhin einige Beispiele bringen von dem,

was dort zu sehen ist. Hat der eine oder andere sich schon einmal den Mechanismus im Herzen klar gemacht, und hat gar jemand schon diesen Mechanismus einmal arbeiten sehen? Sicherlich nicht! In der Ausstellung aber, da ist es zu sehen, da ist ein Herz vergrößert mit all seinen Ventilen und Klappen, seinen Muskelwänden dargestellt, und es wird auch in Betrieb gezeigt.



Eine interessante Belastungsprobe

wie ein Kran oder wie eine Eisenbrücke, und zwar so vollkommen wie es der beste Techniker nur erreichen kann. Die Folge dieser vollkommenen Anordnung ist dann auch, daß der Knochen außerordentlich viel aushält. Anderthalbmal so viel wie das festeste Eichenholz trägt der Knochen, und in der Ausstellung kann sich jeder von der Richtigkeit dieser Behauptung überzeugen.

So geht es nun weiter. Organ-System auf Organ-System wird durchgenommen, selbst die schwierigsten Dinge, wie innere Sekretion, Zeugung, Keimesentwicklung, Vererbung, Fortpflanzung werden anschaulich behandelt, und dann wird natürlich immer die praktische Folgerung gezogen und gezeigt, wie man sich verhalten muß, damit all diese Funktionen in Ordnung bleiben.

Hoffentlich gehen recht viele unserer Leser dorthin, und vielleicht erzählt uns der eine oder andere von seinen Eindrücken auf der Ausstellung und von den Gedanken, die er sich dabei gemacht hat; denn nach dem ich wird mancher aus der Ausstellung herausgehen!



Durchschnitt durch den Kopf eines Oberschenkelknochens

Die Abbildung gibt schon einen gewissen Begriff davon, aber ganz deutlich prägt sich einem das natürlich erst ein, wenn man den Apparat in Betrieb gesehen hat. Um nun dem Besucher auch einen Begriff davon zu geben, wie schwer die Herzarbeit ist, findet er eine große Glasröhre mit Wasser gefüllt und mit einem Gummiball verschlossen. An diesem Gummiball kann er probieren, wie groß der Druck ist, den sein Herz bei jedem Schlag zu überwinden hat. Oder etwas anderes. Wer hat schon einmal die Form seiner sämtlichen Knochen betrachten können, und wer hat sich dabei klar gemacht, daß diese verschiedenen Formen für die verschiedenen Tätigkeiten der Knochen notwendig sind? In der Ausstellung sind all diese Knochen einzeln auf ein Brett genagelt, und sofort wird diese Betrachtung möglich. Damit aber nicht genug, es wird dann sofort der innere Bau des Knochens gezeigt, und da findet der Beschauer, daß solch ein Knochen genau so gebaut ist

Der heute beliebteste Mädchennamen ist Ursula. Von 1000 neugeborenen Mädchen der neueren Zeit heißen, wie aus der erwähnten Statistik hervorgeht, nicht weniger als 92 Ursula, während der Vorname Ingeborg 76mal vertreten ist. Die nächsthäufigsten Mädchennamen sind Margot, Helga, Edith, Gisela und Ruth. Vor zwanzig Jahren kannten unsere Taufbücher die Vornamen Ursula und Ingeborg überhaupt nicht. Dagegen sind Mädchennamen, die noch vor einigen Jahrzehnten in höchster Blüte standen, beinahe gänzlich aus der Mode gekommen. Der einstmal so stark verbreitete Berliner Mädchennamen Rike ist so gut wie ausgestorben. Die Minnas, die Paulinen, die Theresen und die Franziskas sind ebenfalls dabei, mehr und mehr sich von der neuen Mode verdrängen zu lassen. An ihre Stelle beginnen sich außer den genannten Modedevornamen immer mehr auch die Doppelnamen zu sehen, von denen seit Jahren schon die Namen Liselotte, Evamarie und Anneliese die begehrtesten sind.

Modern und beliebt sind namentlich die Vornamen, die auf den Buchstaben „i“ abgekürzt werden können. Auch die Väter und Mütter werden heutzutage nicht mehr mit Vater oder Mutter, Papa oder Mama angeredet, sondern müssen sich dem „Modernen“ fügen und heißen Vati und Mami, letztere mitunter auch Mutti oder sogar Muttschen, — nicht zu verwechseln mit dem in Westfalen in der Landwirtschaft in Blüte stehenden Namen Muttschen oder Nutt, gleichbedeutend mit „olle Nutt“ — tragende Sau —

Manchem Vati oder mancher Mutti kleidet allerdings die moderne Bezeichnung nicht allzu gut, — aber es klingt doch modern, und das ist die Hauptsache. M a k k e

In Wasserkesseln setzt sich bei längerem Gebrauch sogenannter Kesselstein ab, der den Boden mit einer festen Kruste überzieht und sich sehr schlecht lösen läßt. Um diese zu entfernen, kocht man mehrere Male Kartoffelschalen in dem Kessel, und der Stein wird sich leicht lösen lassen.

Teppiche werden nach dem Klopfen und Bürsten mit in Wasser verdünntem Salmiakgeist, dem man ungefähr vier Eßlöffel Franzbranntwein hinzugefügt hat, abgerieben und mit einem reinen Tuch nachgerieben.

Fingernägel, die leicht brüchig werden, tauche man des öfteren in Olivenöl; das verhindert das Sprödewerden und gibt den Nägeln einen natürlichen Glanz.

Ein nicht ganz veralteter Erlass. Im Jahre 1770 erließ das Haus der Lords in London folgende Parlamentsakte: „Jede Frauensperson, welche vermittelst Schminke, Essenzen, künstlicher Zähne, falscher Haare, Schnürleiber oder Schuhe mit hohen Hacken einen Mann in ihre Neke zieht oder zur Heirat veranlaßt, wird als Heze verfolgt und die Ehe wird als null und nichtig erklärt.“

Gartenbau und Kleintierzucht

20 Millionen Legehennen zu wenig



Weißt du, daß unsere Geflügelhalter nicht in der Lage sind, uns von der fremdländischen Eiereinfuhr unabhängig zu machen?

Kein Mensch in Deutschland macht sich Gedanken darüber. Da fliegt mir eine Statistik auf den Schreibtisch, die doch allerhand zu denken gibt. Einige Zahlen: Im Januar 1927 führten wir rund 303 (dreihundertdrei) Millionen Eier ein. Der Wert dieser Einfuhr betrug:

24½ Millionen Reichsmark.

Von Januar bis April schickte uns das Ausland:

1 Milliarde Stück.

Im Vorjahre waren es in der gleichen Zeit 236 Millionen Stück weniger. Unsere Abhängigkeit vom Auslande erhöhte sich also innerhalb eines Jahres um 33%.

Einiges über die Herkunftsländer.

Es führten von Januar bis April 1927 ein:

Belgien	rund	33 Millionen Stück
Ungarn	"	83 "
Jugoslawien	"	83½ "
Italien	"	86 "
Polen	"	97 "
Holland	"	196 "

In der gleichen Zeit führte Deutschland aus:

Nicht einmal eine Million Stück im Werte von ganzen hunderttausend Mark.

Die Zahlen müssen uns beschämen.

Geflügelhalter! Uns fehlen zwanzig Millionen!

Rund 13% der eingeführten Eier kommen aus Polen. Millionen guter deutscher Reichsmark gehen an polnische Geflügelhalter.

Sagt nicht, daß ich Phantast bin, weil ich zwanzig Millionen Legehennen fordere.

Das kleine Holland war im Jahre 1900 mit einem eigenen Geflügelbestande von drei Millionen Stück Einfuhrland. Heute besitzen die Holländer rund zwanzig Millionen Hühner!

Geflügelhalter, laßt euch doch die vielen Millionen Reichsmark nicht entgehen! Wirtschaftlich betriebene Hühnerzucht ist heute lohnend. Auch für den „kleinen Mann“.

Man muß sich wundern, daß dies Geheimnis so wenig bekannt ist. Je früher ihr mit der Vergrößerung eures Hühnerbestandes beginnt, desto größer wird euer Gewinn sein. Wer zuerst kommt, der mahlt zuerst. Und wer sich zu spät auf den Weg macht, der kommt zur Nachtzeit an. Denkt immer daran:

Zwanzig Millionen Legehennen zu wenig!

Aus dem Reich der Frau

Die Mode der Vornamen



Es war schon immer so, jede Zeit, ja, man kann fast sagen, jede Familiengeneration hat ihre Mode auch in den Vornamen. Das gilt vor allem von unserer Gegenwart, die ja geradezu peinlich darüber wacht, daß der moderne Standpunkt auch in der Namensgebung gewahrt wird.

Von einem leitenden Berliner Arzt, den seine Tätigkeit viel mit Kindern zusammenführt, ist neuerdings eine statistische Uebersicht über die neuzeitlichen Lieblingsnamen aufgestellt worden, die sich auf ein mehrjähriges Material gründet. Dieser Uebersicht zufolge sind heute die geläufigsten Namen für Knaben: Horst, Heinz, Günter, Gerhard, Werner, Kurt, Hans, Harri, Helmuth, Karlheinz und Rudi. Noch vor zwei Jahrzehnten war der Taufname Horst außerordentlich selten.

Material gründet. Dieser Uebersicht zufolge sind heute die geläufigsten Namen für Knaben: Horst, Heinz, Günter, Gerhard, Werner, Kurt, Hans, Harri, Helmuth, Karlheinz und Rudi. Noch vor zwei Jahrzehnten war der Taufname Horst außerordentlich selten.

Sind die Schätze, die man aufgespeichert hat, aufgebraucht, so unterziehe man den Keller einer gründlichen Lüftung. Das Bestreichen der Wände mit Kalk ist sehr am Plage.

Zum Schluß sei noch auf ein Aufbewahrungsverfahren aufmerksam gemacht, das den Vorzug hat, den feinen Geschmack, das Aroma und die Farbe zu bewahren. Man nimmt eine Tafelforte, die vollkommen ausgereift ist und bringt sie in ein Gefäß, das luftdicht abschließt. Nach langer Zeit noch sind die Gekochenen in einem Zustande, daß man seine helle Freude daran hat. Ein angestellter Versuch wird das Gesagte vollumfänglich bestätigen. Durch diese Art und Weise der Aufbewahrung könnte man die Haltbarkeit des Obstes noch länger hinausziehen als bei der üblichen offenen Aufbewahrungsweise.

In kurzem Rahmen sind Mittel und Wege gewiesen worden, wie man den Obstertrag des Gartens lange Weile „frisch“ erhält. Welchen Wert das frische Obst hat, welchen günstigen Einfluß auf den Gesundheitszustand des Menschen, kann man am deutlichsten aus den zahlreichen medizinischen Gutachten ersuchen, die insgesamt sich im Preise des Obstes ergeben. Es dient dem Kranken mit als Brücke zur erwünschten Genesung, dem Gesunden als Erquickung und Stärkung!

Turnen und Sport

Sportschau

Am den Pokal des Deutschen Fußballbundes



Die große Schlacht um den DFB-Pokal begann am 9. Oktober. Die Auswahlmannschaften sechs verschiedener Landesverbände standen sich in der Vorrunde gegenüber, und zwar spielten in Duisburg Süddeutschland gegen Westdeutschland, in Breslau Berlin gegen Südostdeutschland und in Stettin Mitteldeutschland gegen Baltenverband. Norddeutschland blieb durchs Los spielfrei, kommt also kampfflos in die Zwischenrunde. Wie sehr gerade im Fußballspiel, besonders bei solch großen Begegnungen, alle Voraussetzungen über den Haufen geworfen werden, zeigt wieder einmal der Verlauf dieser Pokalvorrunde. Zwar fertigte erwartungsgemäß Mitteldeutschland die Vertreter des Baltenverbandes mit 5:2 ab, wenn auch die Sachsen schwer kämpfen mußten, um zu diesem Erfolg zu kommen. Eine Überraschung ist aber der Ausgang der beiden anderen Treffen. Süd verliert gegen West 3:4, wobei in der ersten Halbzeit das Resultat noch 3:0 für Süd lautet. Hervorragenden Anteil am Niederrücken ihrer süddeutschen Gegner haben die beiden bekannten Schalker Stürmer Huppertz und Czepan. Letzterer schoß das Siegtor. In Breslau mußte Berlin eine Niederlage von den früher wenig beachteten Vertretern Schlesiens, die sich aber in den letzten Jahren außerordentlich verbessert haben, hinnehmen. Wie im vorjährigen Pokalkampf Süddeutschland, so wurden jetzt die Berliner mit 2:0 heimgeschickt.

Leichtathletik

Dr. Pelzer startete am Sonnabend, dem 8. Oktober, in Wiborg (Finnland) im 1500-m-Lauf. Nurmi, der von seinem Verband immer noch ausgesperrt ist, nahm leider an diesem Rennen nicht teil. Dafür stellte sich Eino Borg, eine neue finnische Hoffnung, zum Kampf. Mit etwa 6 m Vorsprung beendete Pelzer als Sieger das Rennen nach einer Zeit von 3,57 Minuten.

Eine Prachtleistung bot der Finne Penttilä, der im Speerwerfen mit 69,88 m eine neue Weltbestleistung schuf. Der alte Weltrekord wurde von dem Schweden Einström mit 66,62 m gehalten. Der von Schlotat (Insterburg) kürzlich erzielte Wurf von 64,60 m gilt nun als neue deutsche Bestleistung. Beachtenswert ist auch der Wurf von 14,77 m, der bei diesen Wettkämpfen im Kugelschleudern erzielt wurde.

Schwimmen

Mit Beginn der Hallenschwimmzeit wartet Arne Borg, das nordische Schwimmwunder, wieder mit besonderen Leistungen auf. Nachdem er in der vergangenen Woche in Wien etlichen bestehenden Rekorden das Lebenslicht ausgeblasen, vermochte er am 9. Oktober in Berlin die Weltbestleistung über 880 Yards (etwa 800 m) mit 10:14,5 Min. um 13 1/4 Sekunden zu drücken. Mit welchem Tempo Arne Borg selbst an die Bewältigung solcher längeren Strecken herangeht, ergibt sich wohl am besten aus den Zwischenzeiten. Es wurden gemessen für 100 m 1:04,2 Min., für 200 m 2:19,3 Min., für 300 m 3:36 Min., für 400 m 4:56 Min., für 500 m 6:15 Min., für 600 m 7:34 Min.

Aus Hütte und Schacht

Veteranen der Arbeit



Herr Robert Jakobus, geboren am 15. Januar 1861 zu Dortmund, war vom 1. September 1891 bis 1. März 1895 als Hauer auf Westphalia beschäftigt. Am 1. März 1895 wurde er als Hauer auf Kaiserstuhl II angelegt. Vom 31. Mai 1901 ab war er Aufsichtshauer und ist heute als Streckenaufseher tätig.



Herr Friedrich Poelt, geboren am 20. Januar 1869 zu Röhung, Kreis Mohrweg (Ostpreußen), trat im Jahre 1889 als Maschinist auf der Hütte ein und wurde am 3. Dezember 1894 auf der Kokerei unserer Schachtanlage Kaiserstuhl II angelegt. Er ist dort noch heute als Maschinist tätig.

Zwei Söhne des Herrn Poelt arbeiten in der Schloßerei Kaiserstuhl II.

Den Veteranen ein herzliches Glückauf!

Jubilare der Hütte

Ihr 25jähriges Dienstjubiläum feierten Dreher Josef Bornemann, Elektrische Abteilung, am 10. 10. 1927. Motowärter August Fripan, Elektrische Abteilung, am 14. 10. 1927.

Den Jubilaren ein herzliches Glückauf.

Familiennachrichten der Hütte

Geburten:

Zwillinge:

Wassig Franz, Ziegelei, am 6. 7. 27 — Alexander, Johann.

Ein Sohn:

Schalkowski Wladislaus, Walzwerk IV, am 8. 9. 27 — Helmut; Bornemann Herbert, Simon, 13. 9. 27 — Gerhard; Engel Max, Bau-Abt., am 15. 9. 27 — Lothar; Huth Wilhelm, Abjüstage I, am 21. 9. 27 — Hans; von der Dunk Georg, Laboratorium, am 25. 9. 27 — Hans; Konieczka Johann, Abjüstage II, am 25. 9. 27 — Bernhard; Neuberg Viktor, von der Bede, am 26. 9. 27 — Günter; Fischer Friedrich, Elektr., am 27. 9. 27 — Friedrich; Grenz Johann, Walzwerk IV, am 29. 9. 27; — Hans; Hühn Ludwig, Steinfabrik, am 29. 9. 27 — Ludwig; Kolodzei Leonhard, Blechwalzwerk, am 1. 10. 27 — Erich; Klein Bernhard, Thomaswerk, am 1. 10. 27 — Erich; Berken Anton, Hochofen, am 1. 10. 27 — Günter; Saewe Hugo, Lokomotiven, am 4. 10. 27 — Wilhelm; Weigmann Peter, Fettfabrik, am 9. 10. 27 — Rolf.

Eine Tochter:

Lewandowski Ignaz, Walzendreherei, am 8. 9. 27 — Maria; Ewert Hermann, Maschinen, am 8. 9. 27 — Ingeborg; Sundermann Heinrich, Drahtzsg., am 11. 9. 27 — Marianne; Schmidt Karl, Drahtzsg., am 11. 9. 27 — Elisabeth; Eringer Erich, Berf.-Anst., am 12. 9. 27 — Christa; Kosciemski Erich, Blechw., am 13. 9. 27 — Hedwig; Terre Ludwig, Maschinen, am 13. 9. 27 — Johanna; Zandek Valentin, Hochofen, am 20. 9. 27 — Ruth; Kletsch Karl, Mech. Werkst., am 22. 9. 27 — Hannelore; Kleingarn Heinrich, Dr. Hofmann, am 28. 9. 27 — Helga; Eichler Hermann, Drahtzsg., 29. 9. 27 — Gerda; Bunte Franz, Thomaswerk, am 29. 9. 27 — Helga; Stuthoff Leo, Blechwalzwerk, am 2. 10. 27 — Marianne; Nowak Wilhelm, Blechwalzwerk, am 3. 10. 27 — Elisabeth; Mittla Wilhelm, Drahtzsg., am 4. 10. 27 — Ilse; Gaudedi Bernhard, Fettfabrik, am 6. 10. 27 — Elisabeth.

Familiennachrichten der Schachtanlage Kaiserstuhl I/II

Geburten:

Ein Sohn:

20. August: Wilhelm Willebrand K I; 20. August: Friedrich Cibrowius K I; 21. August: Richard Wenzel K II; 22. August: Dietrich Ebbinghaus K I; 24. August: Fritz Gestring K II; 25. August: Albin Raminiski K II; 28. August: August Sasse K I; 29. August: Erich Lechtermann K II; 1. September: Fritz Overhoff K I; 1. September: Gustav Schillad K II; 2. September: Karl Jaun K II; 2. September: Fritz Baseman K I; 9. September: Johann Wanders K II; 10. September: Friedrich Stepe K II; 16. September: Ferdinand Bormann K II; 17. September: Ernst Wst K II; 18. September: Richard Raminiski K II; 19. September: Anton Lamparski, Kokerei; 21. September: Paul Neumann K I; 21. September: Heinrich Köschmann K II; 21. September: Otto Soethe K II; 22. September: Franz Plewe K II; 29. September: Wilhelm Krappe K II; 29. September: Otto Ziebach K II; 26. September: Gustav Drews Kokerei.

Eine Tochter:

22. August: Wilhelm Orzed K II; 22. August: Hugo Roof K II; 26. August: Josef Sander K II; 28. August: Erich Samolat K II; 4. September: Josef Baumann K II; 7. September: Bruno Rujawski K II; 9. September: Stanislaus Niedzelski K II; 15. September: August Meironke K II; 16. September: Heinrich Hülsmann K I; 22. September: Jidor Batojsch K I; 24. September: Fritz Rette K I; 30. September: Stefan Berring K I; 1. Oktober: Hermann Adrian K I; 2. Oktober: Johann Baehr K II; 4. Oktober: Wilhelm Bartmann, Kokerei.

Sterbefälle:

20. September: Albert Keld, Hauer, K I, Kesselfstraße 32.

Mitteilungen der Betriebskrankenkasse

Werkssprechstunden

auf dem Hüttenwerk im Monat Oktober im Arztgesprächzimmer — Unfallstation I nachmittags 5 Uhr

Montag: San.-Rat Dr. Dham, Wohnung: Eving.
Dienstag: Dr. Petermann, Wohnung: Silberstraße 23.
Mittwoch: Dr. Weider, Wohnung: Jägerstraße 4.
Donnerstag: Dr. Gold, Wohnung: Brackel, Schimmelstraße 10.
Freitag: Dr. Almann, Wohnung: Weisenburger Straße 29.
Samstag um 12 Uhr mittags: Dr. Kopp, Wohnung: Cörne, Liboriststraße 13.

Für die Inanspruchnahme des Arztes ist ein Karschein erforderlich.

Schachtanlage Fürst Leopold, Hervest-Dorsten

Familien-Nachrichten

Geburten:

Ein Sohn:

18. September Josef: Bernhard Jöster; 21. September Hermann: Hermann Tieben; 25. September Egon: Gerhard Krüger; 27. September Waldemar: Reinhold Schnipper.

Eine Tochter:

20. September Meta: Franz Kobatschewski; 20. September Therese: Hermann Edelhoff; 22. September Hildegard: Josef Korosec; 22. September Erika: Franz Selting; 24. September Alice: Paul Kiermaschek.

Sterbefälle:

Chefrau des Mitgliedes Heinrich Meyer, Steinfabrik, 61 Jahre, am 15. 9. 27; Franz Maczien, Stahlwerk, 53 Jahre, am 29. 9. 27; Johann Köhler,

Masch.-Hoch., 49 Jahre, am 1. 10. 27; Gustav Schade, Mech. Werkst., 50 Jahre, am 6. 10. 27; Hugo Doert, Masch.-Abtlg., 33 Jahre, am 8. 10. 27; Vlad. Motarsti, Hochofen, 45 Jahre, am 9. 10. 27; Kind Frieda des Mitgliedes Wilhelm Weber, Stahlw.-Schl., 1½ Std., am 8. 9. 27; Kind Egon des Mitgliedes Robert Wehner, Bau-Abtlg., ¼ Std., am 11. 9. 27; Kind Helga des Mitgliedes Johann Himmeler, Walzw. IV, 1½ Jahre, am 28. 9. 27; Kind Heinz des Mitgliedes Albert Woidtke, Walzw. III, 3 Jahre, am 1. 10. 27.

Kleine Anzeigen

Wohnungstausch

1. Biete: 3 Zimmer und 1 Mansarde, Hoesch-Wohnung, Kirchderner Str. (21 Mark Miete).
Suche: 3 Zimmer-Wohnung oder größere Privatwohnung.
2. Biete: 3 schöne, große Zimmer, privat, Bornstraße.
Suche: 2-3 Zimmer, Scharnhorst oder Eving.
3. Biete: 3 Zimmer, Hoesch-Wohn., abgeschlossen, Schlosserstraße.
Suche: 2 Zimmer, privat.
4. Biete: 2 Zimmer, Courlerstraße.
Suche: 2 bis 3 Zimmer.
5. Biete: 2 große Zimmer, privat, Ramener Straße.
Suche: 2 Zimmer mit Balkon oder 3 Zimmer.
6. Biete: 2 Zimmer, große, privat, Stahlwerkstraße.
Suche: 3 Zimmer.
7. Biete: 2 Mansardenzimmer, Stahlwerkstraße.
Suche: 2 Zimmer parterre oder 1. Etage.
8. Biete: 2 Zimmer, part., m. Balk., Waschküche, Wielandstraße.
Suche: 2 bis 3 Zimmer gleich. Art.
9. Biete: 2 Zimmer, part., Hoesch-Wohnung, Ravensberger Straße.
Suche: 3 Zimmer, privat.
10. Biete: 2 Zimmer, privat, Enscheder Straße.
Suche: 3 Zimmer.
11. Abgeschl. 2. Etg. im Südwesten, 4 Zimmer, Küche, Mansarde, Badezimmer, Veranda (Friedensmiete 650 M.) gegen eine etwas kleinere, aber gleichwertige Wohnung, möglichst im Osten, zu veräußern.
Angebote an die Schriftleitung dieser Zeitung.

Diverses

1. Ein Sauertrautfaß (1 Ztr.) zu verkaufen.
2. Ein guterhaltener Kinderwagen und ein Herrenfahrrad zu verkaufen.
3. Ein moderner Kinderwagen billig zu verkaufen.
4. Ein zweiflügeliger Kleiderschrank, eine Bettstelle, ein weiß email. Herd zu verkaufen.
5. Ein Kinderbett zu verkaufen, Stahlwerkstraße.
Adresse bei der Fabrikpflegerin.

Temperamentvolle, neun Monate alte
Bogehündin
in gute Hände abzugeben.
Apfelbaumweg 90.

Gesucht wird eine

2-3-Zimmer-Wohnung

in guter Lage der Stadt. Geboten wird eine Werks-Neuwohnung von 2 bzw. 4 Zimmern in der Nähe des Werks. Auskunft bei der Wohnungsverwaltung, Unnaer Straße 44.

Gefunden wurden: am 24. September: zwei Schlüssel; am 29. September: ein Portemonnaie; am 3. Oktober: ein Portemonnaie.

Abzuholen auf dem Büro Simon.



Gott man Dich als Kenner
rühmen.
Mußt Du Hanewader priemen.

Es ist aus feinsten, auserlesenen
Kautschukblättern mit vielen wär-
zigen Zutaten hergestellt, das
feinste, was mehr als hundert-
jährige Erfahrung zustande bring-
en kann, denn so lange besteht
die Firma G. H. Hanewader in
Horbauern bereit.
Werken Sie sich: „Hanewader“!

20-30% Ersparnis
Sichern auch Sie sich die

VORTEILE

die Ihnen im Möbel-
Räumungs-Ausverkauf

geboten werden.

S. LIEBER, DORTMUND
MÜNSTER STRASSE 174, Halte-
stelle 3, 7 und 8 am Hackländerplatz

Unstreitig

ist das Schönste ein Lindström-
Parlophon im eigenen Heime

Tischapparate von Mk. 58.- an
Schränke 125.- „
Koffer 36.- „

Fahrradhaus Hallermann
Dortmund
Bornstr. 144, Ecke Schuchtermannstr.

Arbeiter-Garderobe

Konfektion aller Art,
Anzüge nach Maß, die
feinsten Kammgarne,
Schuhe äußerst billig.
Umgearbeitete Militärjoppen
Mk. 2.50 und 3.50.

KLINGER

Oestermarschstraße 50

Fettnußkohlen u. Brechkoks

sowie

Anthrazite, Mager- und Eßnüsse und sämtliche
Sorten Briketts

liefert in bekannt bester Qualität zu den billigsten Preisen

Dortmunder Eisenhandlung G. m. b. H.

Kontor: Arndtstr. 10 — Fernspr. 4160-64 — Lager: Bergmannstraße (Zeche Kaiserstuhl)

Gänsefedern

füllfertig.
auch unge-
rissen, aus
erster Hand

PAUL PAEGELOW
WRIEZEN, ODERBR. 65
Preisliste u. Muster gratis

Sie kaufen zu
äußersten Preisen

FAHRRÄDER
NAHMASCHINEN
SPRECHAPPARATE

ab Fabrik-Lager, bei

WILHELM REHBEIN

G.m.b.H., Dortmund
Rheinische Straße 51½
Einfahrt! Kein Laden

HOESCH-
KONSUM-
ANSTALT

Berkaufsstelle I: Bornstraße 191

Berkaufsstelle II: Flurstraße 192

Berkaufsstelle III: Stahlwerkstr. 8

Berkaufsstelle IV: Derner Str. 17

Neue

Gemüse- und Früchtekonserven
eingetroffen

Thomasmehl und Ammoniak
wieder vorrätig

Unter Hinweis auf Absatz 6 der Bestimmungen für die Warenabgabe und Rabattgewährung bitten wir noch-
mals dringend, die monatlichen Aufrechnungen der Kassenschecks pünktlich vornehmen zu lassen. Insbe-
sondere auch die aus den vergangenen Monaten dieses Jahres noch nicht eingetragenen Kassenschecks bis
spätestens 15. Oktober in unseren Verkaufsstellen oder im Konsum-Büro zur Aufrechnung abzugeben.
Nicht rechtzeitig abgegebene Kassenschecks können für die Aufrechnung später nicht mehr berücksichtigt werden.